

erstaunliche Pflanze, noch dazu kapriziös, sie tut, was sie will. Obwohl sie viel Nektar und Pollen führt und damit Insekten aller Art einen reich gedeckten Tisch bietet, öffnet sie ihre prinzessinnenaugenblauen Blüten nur zwischen 6 Uhr und 12 Uhr vormittags. An Regentagen hat sie manchmal gar nicht geöffnet. In dieser Dienstleistungsmentalität ähnelt sie Berliner Busfahrern, die heranlaufenden Fahrgästen bei schlechtem Wetter mit besonders großer Freude die Hydrauliktüren vor der Nase schließen. Frühere Generationen rösteten sie und machten Muckefuck daraus, ihr landwirtschaftlicher Anbau wurde unter Friedrich dem Großen sogar gefördert.

Wenn man sie lässt, wächst die Wegwarte an jedem Wegrand. Sie ist anspruchslos, braucht wenig außer Sand, Sonne und ihre Ruhe. Doch leider werden die Straßenränder fast überall gemäht, sodass man sie immer seltener sieht. Deswegen verbreite ich die Wegwarte, wo ich kann. Ich schummele sie in städtische Blumenkästen mit langweiligen Stiefmütterchen und Primeln. Ich säe sie an Straßen aus und auf Brachen. Ich habe eine geheime Mission. Die Wegwarte soll wieder an den Wegrändern blühen, wo sie jahrhundertlang stand und als verwunschene Prinzessin Wandersburschen schöne Augen machte, so erzählt es zumindest eine von zahlreichen Legenden, die sich um sie ranken. Und mit ihr sollen

auch die anderen entrechteten und getretenen Wildpflanzen dieses Landes zurückkehren. Selbstverständlich ist es verboten, die städtischen Grünanlagen und Brachen nach eigenem Gutdünken zu begrünen. Doch ich tue ja nichts anderes, als das, was die Natur von selbst erledigen würde, wenn man sie nur ließe: Ich pflanze Unkraut. Es ist ein winziger Akt des Widerstands. Meine ganz persönliche Auflehnung gegen das Artensterben. Gegen die zunehmende Verarmung und Monotonisierung unserer Umwelt, in der kaum ein Fleckchen Erde noch unbestellt, ungenutzt, ungestaltet bleibt. Und in der für Wildnis kein Platz mehr ist. In der die Insekten sterben.

Ich muss zugeben, dass mir meine

eigenen Aktivitäten in den vergangenen Monaten manchmal sehr merkwürdig vorkommen. Zuweilen kann ich nicht vermeiden, mir dabei selbst über die Schulter zu schauen, als wäre ich mein eigener Kameramann in einem schrägen deutschen Vorabendfilm. Mir ist bewusst, dass es für zufällige Beobachter höchst seltsam anmuten muss, wenn ich zwischen Straßenbahnschienen hocke und Erde harke oder Löcher in Verkehrsinseln grabe. Obwohl ich Wert darauf lege, möglichst wenig gesehen zu werden, habe ich doch immer wieder ungewollte Zuschauer. Unseren Kiez-Penner zum Beispiel, der sich auf seiner Bank durch mein Hantieren im Park in seiner postalkoholischen Ruhe gestört fühlte. Und der mir finster mit den

Blicken folgte, als ich an einem Morgen mehrmals mit der Gießkanne an ihm vorbeilief. Beim dritten Mal brüllte er: »Taboulé! You remind me of my motherfucking sister!« Er ist eigentlich friedlich, hat aber in letzter Zeit die unangenehme Eigenschaft entwickelt, stundenlang und sehr laut unflätige Beleidigungen in die Gegend zu schreien. Gern auch nachts und immer auf Englisch. Im Prenzlauer Berg sind selbst die Penner international. Wegen seiner Leibesfülle, dem langen Bart und seiner Ähnlichkeit mit dem unsterblichen Harry Rowohlt nennen wir ihn »Harry«. Meistens versteht man ihn kaum. Vielleicht hat er auch etwas anderes gebrüllt als »Taboulé«. Warum sollte er einen arabischen